



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue historische Schriften.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Zweiter Theil. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. —

In einer weit kürzern Frist, als es auch bei dem angestrengtesten Fleiße eines einzelnen Mannes hätte erwartet werden dürfen, ist der zweite Band dieses höchst bedeutenden Nationalwerks dem ersten gefolgt, was um so anerkennenswerther ist, da eine Menge neuer handschriftlicher Quellen durchforscht werden mußten, um den Thatsachen überall das richtige Gepräge zu geben. So hat nun die folgenreichste Zeit der deutschen Geschichte eine sachgemäße Darstellung gefunden, die vorläufig in den Forschungen einen Abschluß macht und die dem Volk und seinen Führern einen Spiegel vorhält, der, wie wir gleich hinzusetzen müssen, keineswegs schmeichelhaft ist.

Der Leser erwarte keinen erfreulichen und keinen erhebenden Eindruck, im Gegentheil ist uns vielleicht kein Buch vorgekommen, das uns so niedergeschlagen, das einen so bitteren Nachgeschmack zurückgelassen hätte. Im wohlmeinenden Publicum wird sich mancher finden, der die Schuld davon auf den Verfasser schiebt, wie man ja zuweilen den Spiegel zerschlägt, der eine verzerrte Frage zeigt. Aber leider hat der Verfasser nur zu recht. Wer die politische Geschichte Deutschlands aus den Jahren 1795—1807 schreibt, befindet sich in einer ähnlichen Lage, wie der Literaturhistoriker mit der Periode seit 1807. Oder vielmehr noch in einer schlimmern; denn in der poetischen Entwicklung finden sich doch immer noch einige Lichtfunken; während die deutsche Politik jener verhängnißvollen zwölf Jahre nichts als Infamie und Erbärmlichkeit enthält. Man muß die Sachen einmal mit dem rechten Namen bezeichnen; denn die Ausdrücke, welche man sonst auch allenfalls anwenden könnte: geistreich, romantisch, gebildet u. s. w., sagen doch nicht ganz das, was sie sagen sollen. Der Geschichtschreiber eines spätern Jahrhunderts wird die Sache vielleicht anders darstellen; der Geschichtschreiber des Jahres 1854 konnte und durfte es nicht. „Wären die Dinge nicht so furchtbar ernst,“ sagt der Verfasser S. 682, als er das diplomatische Verhalten von Haugwitz Grenzboten. I. 1855.

während der Schlacht bei Austerlitz berichtet, man wäre fast versucht, zu lachen über den Menschen, der im Stande ist, selbst so naiv zu erzählen, wie man ihn zum Tölpel in der diplomatischen Komödie macht.“ — Der spätere Geschichtschreiber wird in der That diese ganze Periode humoristisch auffassen und diese Sammlung von Abgeschmacktheit und Einbildung zu einem heitern Bild verarbeiten; uns aber, den Erben der Ehre und der Schande unsrer Väter, die wir in unsrer heutigen Politik nur zu oft das Gegenbild jener Tage erblicken, uns vergeht die Heiterkeit. Herr Häuffer verdient wegen seiner Darstellung alles Lob. Er ist mit den Thatfachen gründlich und gewissenhaft umgegangen; er hat dasjenige, worüber er sich kein selbstständiges Urtheil bilden konnte, namentlich das Militärische, nur soweit skizzirt, als es zum Verständniß des Ganzen nothwendig war; er hat keine Seite des Gegenstandes außerachtgelassen. Was heute, im Jahre 1855, in der That in Anschlag gebracht werden muß, er hat den Muth gehabt, mit rücksichtsloser Offenheit zu sprechen; er läßt sich durch das vermeintliche Pietätsgefühl, dem schwächliche Charaktere unsrer Zeit so häufig verfallen, niemals blenden; man fühlt seinen gerechten Unwillen bei jeder Zeile heraus. Aber es ist sehr zweckmäßig, daß er diesem Unwillen nicht die Herrschaft über sich eingeräumt hat; er läßt die Sachen sprechen und erspart sich jede Declamation, zu der man sich unter solchen Umständen so leicht versucht fühlt. Einiges hätte er uns allerdings ersparen können. Für seine eigne Kenntniß mußte er zwar die Broschüren und Flugschriften jener Zeit aufmerksam studiren, um sich ein Bild von der Stimmung zu machen, aber die Auszüge daraus waren unnöthig, denn wir haben an dem Unverstand der handelnden Personen grade genug, der Unverstand des urtheilenden Publicums macht in Vergleich damit keine große Wirkung mehr. Wenn er von diesen Nebenumständen einiges weggelassen, so hätte er diesen Band bis zum Frieden von Tilsit fortführen können, dem eigentlichen Abschluß dieser schmachvollen Periode, auf welche dann eine ebenso glorreiche Zeit der Erhebung folgte. Auch die Gruppierung hätte durch schärfere Umrisse und hin und wieder durch größere Prägnanz des Ausdrucks gewonnen. Die Charakteristik der einzelnen Personen ist zwar nicht glänzend, aber sie ist durchaus gewissenhaft und von dem unbefangenen gesunden Menschenverstand eingegeben, der sich durch die Mannigfaltigkeit der Perspective nicht verwirren läßt und das dürfte doch wol die Hauptsache sein.

Den Mittelpunkt der Darstellung nimmt natürlich die preussische Politik ein. Herr Häuffer ist zwar nicht von Geburt, wohl aber von Gesinnung ein Preuße, wie jeder echte deutsche Patriot, und er fühlt bei der Schmach dieses Staates, auf dessen Schultern doch immer die deutsche Zukunft liegt, das Blut in seine eignen Wangen steigen; aber so lebhaft dieses Gefühl ihm ist, man kann nicht sagen, daß der Unwille den Vers macht.

Mit dem Frieden von Basel war Preußen in jenes System der souveränen Neutralität eingetreten, durch welches sich seine Staatsmänner, geistreich und gebildet, wie sie waren, über die einseitigen Kräfteanstrengungen der Parteien zu erheben glaubten. In dem Frieden von Tilsit erntete es die Früchte von dieser weisen Politik. Nach einer Reihe der unerhörtesten Winkelzüge, welche ihm in den Augen seiner eignen Staatsmänner den Nimbus der Undurchdringlichkeit verschafften, der aber von jedem praktischen Mann durchschaut und benutzt wurde, weil er nichts war, als ein Ausfluß der Schwäche, wurde die Wucht der Ereignisse so groß, daß es sich nothwendigerweise irgendwie betheiligen mußte und die Betheiligung war von der Art, daß sie weder Freund noch Feind befriedigen konnte, man wollte gern gewinnen, man wollte aber auch nicht gern irgendwo Anstoß geben. Die Folge war, daß man den Versuch machen mußte, nach beiden Seiten zu täuschen und daß man niemand täuschte. „Es war hier,“ sagt der Verfasser S. 339, „an einem recht sprechenden Beispiel zu erfahren, in welche Widersprüche eine Politik verfällt; die aus Mangel an Entschluß sich nicht zu einer bestimmten Farbe bekennen kann und die dann gern diese Schwäche des Willens für Friedensliebe und kluge Neutralität gelten lassen möchte. Eine durchaus redliche und gerade Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelm III. war, erschien da in dem falschen Licht der Doppelzüngigkeit, wo doch nur der rasch durchgreifende Entschluß zu vermissen war.“ Wer jedermanns Freund sein will, ist keines Freund; wer jede Gefahr vermeidet, geht sicher unter. Die Geschichten der damaligen Zeit sind uns nicht neu; heute erweckt eine plötzliche Gemüthsstimmung einen raschen Entschluß, man schickt einen Gesandten ab, um da oder dort abzuschließen, dann treten Bedenken ein, man will noch abwarten, noch abwägen; ein zweiter Gesandter wird dem ersten nachgeschickt mit dem Auftrage, nichts zu thun, gleichzeitig geht ein dritter nach dem entgegengesetzten Ort ab mit der Versicherung, man hege die besten Absichten; mittlerweile hat der erste bereits seinen Auftrag ausgerichtet und so hat denn alle Welt das Recht, über Treulosigkeit zu klagen. Die Friedenspolitik kann unter Umständen zum Ziel führen, aber dann muß sie mit furchtloser Energie und Wachsamkeit geleitet und von einem unangestasteten Ansehen getragen sein, sie darf nicht aus Schwäche und Mißtrauen in die eigne Kraft entspringen. — Solange Napoleon sich noch selbst in einer bedenklichen Lage befand, war ihm diese Berliner Politik ganz bequem; er schmeichelte der Illusion, daß die neutrale Stellung eine freie und starke sei, er bestärkte die Meinung, daß auf diesem Wege Preußen die Rolle des Vermittlers und Schiedsrichters von selbst zufallen müsse. — Als nachher die Rücksichten aufhörten, änderte sich von allen Seiten die Sprache; aus den Schmeicheleien wurden Drohungen, aber doch versuchte man es noch mit großen Anerbietungen. Die Sendung Durocs, 23. August 1805, war die

Hand, die der Teufel bot, um ohne Gefahr zu Ehre und Macht zu kommen; die unredliche Besetzung von Hannover riß den Schleier von der bisherigen Friedensliebe ab, und bemerkt Herr Häusser Seite 594 ganz mit Recht: „Nicht daß sich jetzt Preußen um hohen Lohn Napoleon in die Arme warf, hat den Umsturz der alten Monarchie herbeigeführt, vielmehr weil es auch zu diesem entscheidenden Schritte nur zögernd und mit getheiltem Herzen sich drängen ließ, dann in einem wichtigen Augenblicke aus Beweggründen, die nicht politisch klug, aber ehrenwerth waren, plötzlich umsprang und sich von der Coalition einen Moment fortreißen ließ, um auch hier wieder auf halbem Wege stehen zu bleiben und im unglücklichsten und unrühmlichsten Zeitpunkt den Rückweg zu dem plötzlich abgebrochenem Bündnisse mit Napoleon zu suchen — dieser Zickzack von politischen Wendungen, an denen nicht, wie die Gegner sagten, die Treulosigkeit, sondern der Mangel an Entschluß die größte Schuld trug, hat den furchtbaren Zusammenstoß von 1806—1807 herbeigeführt. — Wer eine machiavellistische Politik verfolgen will, muß kein Gewissen haben. Der Trieb seiner Selbstsucht muß keine Bedenken kennen, sonst wird die edelste Seite seines Wesens die Ferse, an der ihn das Schicksal trifft.“

Nach allen Schwankungen war Preußen in der Zeit der Schlacht von Austerlitz wieder auf dem Punkt angekommen, eine souveräne Neutralität herzustellen; es erneuerte seine verzweifelten Friedensversuche, und in Berlin war die Diplomatie aller Parteien versammelt, nicht der Vermittlung wegen, sondern um noch in dem letzten Moment Preußen zur Theilnahme an der großen Action zu bestimmen. „Gegen alle hatte der König eine und dieselbe Erklärung bereit: Preußen werde von der Neutralität nicht weichen und nur gegen den feindlich handeln, der solcher zuwider etwas angreifend unternähme.“ (S. 644.) Dann kamen einige sentimentale und geistreiche Scenen, dann in der ersten Stunde folgte die Sendung von Haugwitz. Der geistvolle Mann sollte das Gewicht des preussischen Staats vor der Schlacht in die Entscheidung werfen, er wurde von Napoleon geistreich behandelt und fand es staatsmännischer und gebildeter, den Entschluß bis nach der Schlacht zu verschieben. Nach der Schlacht schließt er dann einen Vertrag ab, in welchem Napoleon Preußen gegenüber gradezu cynisch auftrat. Lange hatte man in Berlin von dem geistreichen Staatsmanne nichts gehört, endlich kehrte er zurück. „Die kriegerischen und patriotischen Kreise brausten in aller Erbitterung gegen den Unterhändler auf, der treulos seine Aufträge nicht etwa überschritten, sondern gradezu ins Gegentheil verkehrt habe. Der König berief einen großen Staatsrath, über dessen stürmische Verhandlungen die Franzosen rasch unterrichtet waren. Dort standen sich die Ansichten schroff gegenüber; die Verpflichtung gegen die Coalition, das höhere Staatsinteresse und die Ehre Preußens fanden in der Berathung ihre Verfechter, wie der gemeine lockende Gewinn, welcher der Preis

des Bündnisses war. Hätte die Berathung nur dazu geführt, daß man sich zum einen oder zum andern rückhaltslos entschloß! Aber es sollte auch jetzt noch zwischen Ja und Nein ein Mittelweg gefunden werden. Der Vertrag ward nicht verworfen, aber auch nicht geradezu ratificirt; Haugwitz sollte nach Paris gehen und eine Denkschrift mitnehmen, worin die Gründe, die gegen ihn sprachen, zusammengefaßt waren Die Patrioten knirschten vor Zorn und Scham u. s. w. u. s. w. — Das war die preußische Politik der Jahre 1805 und 1806.

Dieser kleinlichen Politik der äußeren Mittel, die durch keine höheren Ideen, keinen höheren Zweck getragen wurde, entsprach die Frivolität der Gesinnung, der völlige Unglaube an alles Ideale. Man trieb zwar unter dem Schutze der Lichtenau und des Geistessehers Bischofswerder viel Religion, man machte Religionsedikte gegen den Nationalismus, aber das alles war äußerlicher Flitterkram, durch den die innere Hohlheit nur schwach überkleidet wurde. Auch das würdige Privatleben des neuen Königs paares änderte an dem öffentlichen Geist nicht viel; es gehörte das furchtbare Unglück des Jahres 1807 dazu, um im gesammten Volk den Glauben an einen Gott hervorzurufen, den man nicht durch Kauschgold und Weihrauch, sondern durch Gesinnung und Thaten zu verherrlichen habe.

In dem übrigen Deutschland wurden nun die Schwächen Preußens recht wohl gefühlt, und man verstand schon damals recht wohl, sich die Hände zu waschen, indem man alle Schuld diesem Staat aufbürdete. Eigentlich aber hatte man nirgend Grund zur Ueberhebung. Oestreich wurde durch eine ebenso geistlose und frivole Bureauratie regiert wie Preußen. Als nach dem Feldzug von 1796 der Feind sich der Hauptstadt näherte, regte sich überall eine tüchtige, unverbrauchte Volkskraft, die das Größte hätte leisten können; aber solche Mittel anzuwenden schien den östreichischen Staatsmännern gefährlich. „Dem siegreichen Feinde,“ sagte der Cabinetsminister Graf Colloredo, „stopfe ich mit einer Provinz den Mund, aber das Volk bewaffnen heißt den Thron umstürzen.“ Was der Verfasser über die regierende Persönlichkeit denkt möge man im Buche selbst S. 140 nachlesen; wir führen nur einen Zug an. Am Tage nach der Schlacht von Austerlitz schickte Franz II. einen Abgesandten an Napoleon, um eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Am Nachmittag kamen die beiden Kaiser auf freiem Felde zusammen. Im vollen Siegesübermuth gab der Imperator dem Erben der deutschen Kaiserkrone eine Lection und ließ später in seinen Bulletins die Lüge ausbreiten, der besetzte Kaiser habe, wie um abzubitten, die Schuld des Krieges auf die Briten geschoben. „Er verkannte,“ setzt Herr Häusser hinzu, „die Persönlichkeit des östreichischen Kaisers, wenn er glaubte, dessen autokratischer Stolz werde ihm je die Demüthigung dieser Stunde vergessen. Es wird erzählt, Franz habe nach seiner Heimkehr nach langem

Schweigen endlich mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zornes in den Augen und Mundwinkeln zu Fürst Johann Liechtenstein gesagt: „Jetzt seit ich ihn gesehen habe, kann ich ihn gar nicht mehr leiden.“ Wenigstens deutet mancher Moment aus den letzten Tagen Napoleonischer Herrschaft darauf hin, daß der „Schwiegervater“, an den dann gern appellirt ward, seinem Eidam die erste Bekanntschaft vom 4. December 1805 nie vergessen hat.“ — Indes so ein Gefühl ist zwar nicht die höchste Marime des Handelns, aber doch immer noch zweckmäßiger, als die Stumpfsinnigkeit, die jede Kränkung schnell verschmerzt. Zudem hatte Oestreich vor den übrigen deutschen Staaten den großen Vorzug einer auf natürlichem Boden beruhenden Existenz, und was man auch gegen seine damalige Politik vom Standpunkt der Vernunft und der Moral (Rastatter Gesandtenmord!) einwenden mag, sie war noch immer die am wenigsten schimpfliche.

Wir wollen zur dritten Großmacht übergehen, zu Baiern. „Für die Unabhängigkeit des deutschen Reichs“ hatte Napoleon die Waffen ergriffen. Nach der Vereinigung der bairischen Armee mit der französischen erließ Napoleon an die erstere eine Proclamation. „Ich habe mich an die Spitze meines Heeres gestellt, um euer Vaterland zu befreien; denn das Haus Oestreich will eure Unabhängigkeit vernichten . . . Ihr werdet dem Beispiel eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen.“ — Der bairische General Deroy erinnerte das Heer an die üble Behandlung und an die Strapazen, die es im jüngsten Kriege im Bunde mit Oestreich hatte erdulden müssen! Er erwartete von ihnen, daß sie sich nicht würden „entehren“ lassen. Vertrauet auf Gott und die gerechte Sache, rief er ihnen zu, und lasset euer Vaterland nicht untergehen! Kurfürst Max Joseph sprach dann auch selbst zu seinem Volke. Er warnte es vor den „treulosen Plänen Oestreichs“, das Baiern habe zwingen wollen, für „fremdes Interesse“ zu streiten. „Der Kaiser der Franzosen,“ sagte der deutsche Kurfürst, „Baierns natürlicher Bundesgenosse, eilte mit seinen tapfern Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpften eure Söhne an der Seite der sieggewohnten Völker und bald, bald naht der Tag der Rettung.“

Die übrigen Reichsstände wetteiferten an Würde des Betragens mit ihren mächtigeren Verbündeten. Man darf ihnen das Zeugniß nicht versagen, daß sie ihre Vorbilder übertroffen haben. Herr Häusser theilt aus den handschriftlichen Mittheilungen, die er benutzt, ein Schreiben mit, welches eine fürstliche Gesandtschaft bei Eröffnung des Congresses von Rastatt an die französischen Abgeordneten richtete. — Citoyens Ministres! Desirant la protection de la ré-

publique française j'ai voulu mettre sous les yeux du directoire exécutif et des Ministres les motifs qui me faisoient espérer de l'obtenir. C'est le contenu du Mémoire ci-joint, dont je prends la liberté de vous présenter une copie. (Die Denkschrift zählt alle Nachgiebigkeiten und Rücksichten auf, die im letzten Kriege auf Kosten des Reiches zu Gunsten des Feindes geübt worden waren). Veuillez donc, je vous prie, Citoyens Ministres, vous intéresser en ma faveur et en remettant au directoire exécutif le dit Mémoire être l'organe de mes sentimens sincères envers la république et des voeux que je forme pour obtenir l'assurance de sa puissante protection. Das Schreiben darf wol als Musterstück aller ähnlichen Petitionen gelten. — Einen andern Zug des damaligen deutschen Lebens finden wir im Friedensschluß von Luneville. Unter den französischen Ministern hatte damals Talleyrand die einflußreichste Stimme. Freiherr von Gagern erzählt uns aufrichtig, welch ein Wettlauf um die Gunst dieses Mannes stattfand, und wie die greisen Matadore der Diplomatie sich bald um die Gunst eines verzogenen Kindes im Hause des Ministers, bald um die Liebkosung eines kleinen Schoßhündchens eifrig bemühten. Er selbst rühmt sich dabei, die „altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten zu haben;“ die meisten andern waren, scheint es, weniger bedenklich. Was sich sonst von den kleinen gesellschaftlichen Künsten, womit man in diesen Kreisen die Leerheit übertüncht, gebrauchen ließ, ward emsig angewandt, um die Gunst des mächtigen Ministers und seiner Umgebung zu gewinnen; der stolze deutsche Reichsadel sang und tanzte, spielte Plumpsack und Blindkuh, um sich im Kreise der revolutionären Machthaber möglichst angenehm zu machen. — Weitere Anekdoten möge man S. 453 ff. nachlesen. Aber die Ritterschaft des heiligen römischen Reiches müssen wir hier noch verherrlichen. Auch sie bewarb sich 1803 um die Gunst der französischen Diplomatie, welche das Entschädigungsgeschäft zu Regensburg leitete. Sie suchte durch unterwürfige Schritte sich die mächtige Protection Bonapartes zu erwerben. Auf ihr Schreiben vom 12. April 1803 erwiderte der erste Consul im Tone des gnädigen Herrn: J'ai reçu la lettre qui renferme l'expression de votre reconnaissance de ce que j'ai pu faire en faveur du corps équestre de l'Empire. J'y suis fort sensible et je suis très aisé d'avoir contribué à assurer sa conservation et la continuation de son existence politique. Ne doutez pas, je vous prie, de mes dispositions favorables à votre égard et du désir que j'ai de pouvoir vous être utile.

Dieser deutschen Mißere gegenüber erscheint die französische Herrschaft, so roh und gewalthätig sie auch verfuhr, doch immer in glänzendem Lichte. Außerdem hat sie in den Ländern, die in ihren Besitz kamen, manche Reformen durchgeführt, die auch die spätere Reaction nicht hat verdrängen können. Umso mehr macht es dem Verfasser Ehre, daß er sich durch diesen Schein keinen

Augenblick hat täuschen lassen, daß er die Verwerflichkeit dieser Herrschaft und ihre unftitliche Grundlage überall schroff hervorhebt, daß sein warmes patriotisches Gefühl sich nie verleugnet, auch wo er nichts als Schmachvolles vom Vaterlande zu berichten hat. Der Inhalt des Buchs macht, wie wir schon bemerkt haben, einen höchst niederschlagenden Eindruck, aber die Behandlung erhebt uns über dieses Gefühl und läßt aus der Widerwärtigkeit der Erscheinung den innern gesunden Kern des deutschen Lebens hervortreten. Der folgende Band wird dem Verfasser Gelegenheit geben, auch die herrlichen Blüten und Früchte zu zeigen, die sich aus diesem Keim entwickelten, und wir sind von ihm überzeugt, daß er uns ein lebensvolles Bild geben wird.

Noch eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken. Die Zeit von 1795 bis 1807 war in Beziehung auf die Politik die schmachvollste unsrer Geschichte; sie war die glänzendste unsrer Literatur. Die Blüte unsrer Literatur begann mit dem Bündniß zwischen Goethe und Schiller 1794, sie endete mit dem Tode Schillers 1805. Wenn wir das vorliegende Werk lesen, so kommt es uns wie ein Traum vor, daß in der nämlichen Zeit, geleitet von den Vorbildern der griechischen Kunst, das deutsche Gemüth so Herrliches und Unvergängliches hervorgebracht hat. Betrachten wir dagegen die Werke der Poesie, ja selbst den Briefwechsel zwischen den deutschen Dichtern, so entschwindet uns ebenso vollständig das Gefühl der Wirklichkeit. Die Blüte unsrer Literatur hatte mit dem Leben der Nation nichts zu thun, und das muß uns darüber trösten, daß sie ohne eigentliche Frucht vorübergegangen ist. Wenn zwei so vollkommen entgegengesetzte Weltanschauungen durch den Drang der Ereignisse miteinander in Berührung kommen, so muß wol ein Chaos entstehen, wie wir es in der romantischen Literatur erlebt haben, und die innere Nothwendigkeit muß uns über das ästhetische Mißbehagen trösten. —

Der bayerische Erbfolgekrieg. Unter Allerhöchster Königl. Bewilligung nach der Original-Correspondenz Friedrich des Großen mit dem Prinzen Heinrich und Seinen Generalen aus den Staats-Archiven bearbeitet von Kurd Wolfgang v. Schöning. Berlin u. Potsdam, F. Neigel. —

Die Hauptsache in diesem Werk ist der Abdruck der Correspondenz Friedrich des Großen mit seinem Bruder Heinrich. Sie erinnert uns an die jüngst veröffentlichte Correspondenz zwischen Napoleon und dem König Joseph, aber freilich nur durch ihren Gegensatz. In der letztern ertheilt ein eigenwilliger Despot, der um seines Ehrgeizes willen alle göttlichen und menschlichen Rechte mit Füßen tritt, einem blinden Untergebenen seine Befehle, in denen sich freilich ein sehr hoher Verstand und eine faszinirende Entschlossenheit ausspricht, zugleich aber eine grenzenlose Verachtung der Menschen; in jener dagegen werden wir durch das liebevolle Vertrauen zweier Brüder erfreut, die einander

achten und die in diesem Gefühl zugleich auch bei abweichenden Meinungen die Verständigung finden. Es mußte keine unbedeutende Natur sein, die einem Friedrich dem Großen Rücksichten abnöthigte. — Der Gegenstand des Buchs ist nicht grade für das größere Publicum. Unter allen Thaten Friedrich des Großen ist wol der bairische Erbfolgekrieg diejenige, welche die Phantaste am wenigsten beschäftigt. Der Verfasser hat daher auch die Behandlung ganz darauf eingerichtet, daß nur diejenigen, die sich mit der Zeit gründlich beschäftigen wollen, davon angezogen werden; sein Stil ist trocken und er geht ganz ins Detail ein. Man muß das Werk als eine sorgfältig gearbeitete Quellsammlung betrachten; als solche nimmt es in der historischen Literatur einen nicht unwesentlichen Platz ein. Indes hat es doch durch das gegenwärtige Verhältniß zwischen Oestreich und Preußen auch eine gewisse Beziehung zu der Politik unsrer Zeit.

Während man noch vor einigen Jahren fest davon überzeugt war, daß die Aufrichtung des preussischen Staats durch Friedrich den Großen für Deutschland und für die Cultur überhaupt das segensreichste Ereigniß war, ist man in neuester Zeit darüber zweifelhaft geworden. Man hat beobachtet, daß die Ohnmacht Deutschlands dem Ausland gegenüber vorzugsweise aus dem Dualismus zwischen Oestreich und Preußen entspringt und hat darüber nachgegrübelt, ob es nicht für Deutschland ein größerer Segen gewesen wäre, wenn ihm der siebenjährige Krieg mit all seinen Heldenthaten und damit auch dieser Dualismus erspart gewesen wäre. Setzen wir uns in den Standpunkt des vorigen Jahrhunderts, so ist das Thörichte einer solchen Ansicht handgreiflich. Friedrich war der genialste Mann seiner Zeit, aber auch die Macht des größten Genius reicht nicht aus, aus dem Nichts zu schaffen. Friedrich hat die Erbschaft seiner Väter angetreten und dasjenige ausgeführt, was ihnen zwar nicht in klarem Bewußtsein, aber in einer dunkeln Idee vorschwebte. Das Haus Oestreich hatte sich im 17. Jahrhundert von der Culturentwicklung der deutschen Nation abgewendet. Die Folge davon war der dreißigjährige Krieg und das völlige Auseinanderfallen des Reichs. Die wahrhaft lebendige deutsche Cultur, die mit der protestantischen Bildung identisch ist, mußte sich also eine neue Organisation suchen, und sie fand diese im preussischen Staat. Die Heldenthaten des siebenjährigen Krieges sicherten diesem die unabhängige Existenz, aber erst durch die spätere Politik, von welcher der bairische Erbfolgekrieg eine unbedeutende Episode war, wurde seine Stellung in Deutschland geklärt und gesichert. Mit dieser That war der Beruf Preußens freilich nicht geschlossen. Doch immer ist Preußen ein Heerlager, welches seine Sache entweder mit dem Leben der deutschen Nation identificiren, oder an einer nationalen Neubildung untergehen muß. Es ist natürlich, daß die Ungeduld des Volks die Wiederaufnahme dieser Rolle in jedem Augenblick verlangt; es ist ebenso natürlich,

daß die Erwartung häufig getäuscht wird, denn die zu diesem Beruf nothwendige Kraft findet sich nicht unter jeder Regierung. Das darf uns nicht irremachen; solange die Grundkräfte der Monarchie die nämlichen bleiben, bleibt auch die Möglichkeit bestehen, daß sie ihren Beruf erfüllt. Die Ordnung und Folgerichtigkeit im Staatshaushalte und in der Militärverwaltung, die Gesundheit der bürgerlichen Einrichtungen und die Liberalität, mit welcher der Staat jede neue aufstrebende bedeutende Kraft in Deutschland in seinen Kreis zog, so daß jeder Gebildete in Preußen gewissermaßen sein zweites Vaterland erblickte, diese Hebel des preussischen Fortschritts sind noch keineswegs verbraucht. Die preussischen Waffen sind mit häßlichem Rost überzogen, aber ihr Metall ist noch nicht soweit angegriffen, um ihren weitem Gebrauch auszuschließen. —

Die Volkswirthschaft vom geschichtlichen Gesichtspunkt.

Die Grundlagen der Nationalökonomie. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende von Wilhelm Roscher. Stuttgart und Tübingen, Gotta. —

Noch leidenschaftlicher, als der Kampf um die abstract politischen Fragen, entbrennt in unsrer Zeit der Kampf um die Art und Weise, wie der Staat für das materielle Wohl seiner Angehörigen zu sorgen hat. Je reifer ein Volk in seiner politischen Entwicklung ist, je sicherer seine Verfassung festgestellt ist, destomehr drängen sich diese Fragen in den Vordergrund. Wenn England nicht im gegenwärtigen Augenblick durch die orientalische Krisis gezwungen wäre, seine Aufmerksamkeit auch einmal nach einer andern Richtung des Staatslebens hinzuwenden, so wäre seine ganze politische Thätigkeit schon lange von den nationalökonomischen Interessen absorbiert worden. Nun spielen zwar bei jedem einzelnen, der sich um diese Frage bekümmert, seine nächstliegenden persönlichen Interessen die Hauptrolle, allein so dreist wagt doch niemand mehr mit seinem persönlichen Egoismus hervorzutreten, um die Rücksicht auf das Gemeinwohl ganz zu umgehen. Jedes Sonderinteresse weiß sich mit irgendeiner nationalökonomischen Theorie aufzuputzen und nachzuweisen, daß das Gemeinwohl nur dadurch herbeigeführt würde, wenn man in seinen eignen Gesichtspunkt einginge. In Verlegenheit um eine Theorie kann man niemals gerathen, denn zwischen den beiden Extremen des freihändlerischen und schutzzöllnerischen Systems liegen noch eine Menge von Nuancen, aus denen man alles Mögliche deduciren kann, was man grade wünscht. Jedes von diesen Systemen geberdet